



Denkort Kabine: Markus Babbel hat viel Ahnung von Fußball, aber auch vom Leben. Bei ihm ist der Spruch „In der Ruhe liegt die Kraft“ Programm.
Bild: Hebs

Die bayerische Beschleunigung

Viel los ist nicht in Gilching. Ein oberbayerisches Dorf, westlich von München. Der Starnberger See ist nicht weit, der Ammersee auch nicht, aber für die bayerische Busgesellschaft ist Gilching ein Ort auf dem Weg zum Vergnügen zwischen der A 8 und der A 96, wenn überhaupt.

Hier, zwischen Bauernhöfen, Biergärten und einer Kirche, in der Bayerns älteste Glocke läutet, ist Markus Babbel aufgewachsen. Der Vater Maurer, die Mama Sekretärin an der Schule, der Bub immer am Kicken. 1979 startete dann die Fußballerkarriere des Markus Babbel beim TSV Gilching-Adelsried. Und heute ist der Trainer des VfB Stuttgart die zweite Erwähnung des Ortsnamens wert. Die erste stammt aus dem Jahr 1944, weil da in der Ortstelefonzentrale als örtlicher Telefonatvermittler ein Plakthelfer namens Joseph Ratzinger tätig war. Auch das ein Mann, der es später zu etwas gebracht hat.

Heute ist Markus Babbel weit weg von Gilching. Aber seine „bayerische Bierruhe“ hat sich der 36-Jährige vom Dorf bewahrt, auf dem Platz als Kicker, auf der Bank als Trainer und auch sonst. Eine Bierruhe, zu der auch eine fast schon stoisch unaufgeregte Bescheidenheit gehört – und das als Bundesligatrainer. Ein Metier, in dem sich einige nur allzu gerne als Stars sehen oder sich gar, wie José Mourinho, selbst als gottähnliche Gestalt aufplustern, die über allem thronen und das als Coach des Starensembles von Inter Mailand.

Selbstlob ist Markus Babbel dagegen so fremd wie Trollinger seiner bayerischen Heimat. Am vergangenen Dienstag saß er zwei Stunden lang Journalisten gegenüber, zwei Stunden, in denen er auch ein wenig von sich preisgeben sollte, dies aber li-

Das gab es noch nie. Markus Babbel übernimmt am 23. November als Trainer den VfB Stuttgart und führt ihn am 23. Mai trotz der Niederlage in München in die Qualifikation zur Champions League. Ein Blick auf die Blitzkarriere eines an sich sehr ruhigen Menschen.



Markus Babbel brauchte zeitweise den Rollstuhl.
Bild: picture alliance

chelnd und mit besagter Bierruhe charmant vermißt. Auf die Frage, wie er denn seinen Anteil am Erfolg sieht, kommt nur ein: „Keine Ahnung.“

Das kann natürlich nicht sein. 20 Bundesligaspiele unter seiner Regie, dabei nur vier Unentschieden und zwei Niederlagen. Als Babbel das Amt von Armin Veh übernahm, war der VfB Stuttgart Elfter, jetzt spielt er als Zweiter der Abschlusstabelle künftig in der Champions League. Auf jeden Fall ist Markus Babbel der erfolgreichste Trainernovize in der Geschichte der Bundesliga, und das wird man sicher nicht, wenn man keine Ahnung hat, wie der Job geht.

„Ich sehe mich nicht als Markus Babbel, sondern als Team“, sagt er fast schon abwehrend. Und dann lobt er seine Spieler, seinen Trainerstab, alle, die mit der Mannschaft arbeiten. Er freut sich „für die Jungs, dass sie sich selbst durch harte Arbeit belohnen“. Dass sie ihn damit auch nach oben spülen, will er nicht extra erwähnen – was im unruhigen Metier der Diven, Selbstdarstellers und Zampanos selten ist und man allenfalls vom nordisch-kühlen Thomas Schaaf her kennt.

Auch der Bremer Trainer war früher ein erfolgreicher Kicker, aber lange nicht so wie Markus Babbel. Schon als Neunjähriger entdeckte ihn der große FC Bayern, Mutter Ruth fuhr den Kleinen ins Training vom Dorf in die nahe Stadt, und der lernte früh, was es bedeutet, im Trikot des FC Bayern zu stecken. Schon als Zehnjähriger sei er auf Turnieren in den bayerischen Dörfern „gnadenlos ausgepiffen“ worden. Plötzlich blitzt es in seinen Augen. „Da ist man als Kind fassungslos – Erwachsene, die dich niederbrüllen, aber man bekommt ein dickes Fell dabei“, sagt er. Das er auch brauchen kann.

Babbel spielt Verteidiger, wird mit Bayern zwischen 1991 und 2000 viermal Deutscher Meister, gewinnt zweimal den Pokal, einmal den Uefa-Cup, spielt 51-mal für die Nationalmannschaft – um nur das Wichtigste zu nennen.

Der Junge vom Dorf, der in seiner Freizeit Musik hört, die bei vielen Menschen nervöse Herzbeschwerden auslöst, der sich bei AC/DC oder Metallica entspannen kann, der gerne Lederjacken trägt und sich nicht jeden Tag rasiert, ist ansonsten so unpräzise wie sein braver, schwarzer Anzug, mit dem er auf der Bank sitzt. Bei seinen Spielern muss das aber ankommen, seit Babbel trainiert, präsentiert sich der VfB als Einheit auf und neben dem Platz. Und ohne

Eine Krankheit als Neustart

große Worte, wie Babbel. Über zahlreiche Aktionen, die der Verein nach dem Amoklauf von Winnenden mit der Albertville-Realschule gemacht hat, erfährt die Öffentlichkeit erst hinterher – oder gar nicht.

Sicher im Sinne des bescheidenen Babbel, der auch schon menschlich sein Päckchen zu tragen hatte. 2000 wechselte er von den Bayern zum FC Liverpool. Es lief gut, Babbel wurde noch einmal Uefa-Cup-Sieger, danach aber krank. Babbel schiebt das Pfeifer'sche Drüsenfieber auch auf seine Ehekrise, der Familienmensch litt trotz aller sportlichen Erfolge unter der Trennung von seiner Frau und seinen Kindern Pia und Yannick. Und wurde kurz nach der Genesung von der Virusinfektion richtig krank. Es fing an mit Kribbeln in den Zehen und endete kurzzeitig im Rollstuhl. Eine Entzündung der Nerven, Guillain-Barré-Syndrom

genannt, machte aus dem Leistungssportler zeitweise einen kurzatmigen Patienten, der nicht alleine gehen konnte und in die Klinik musste. „Meine Seele hat wohl rebelliert“, sagte er damals. Sechs Prozent der Patienten überleben diese Krankheit nicht. Heute sagt er: „Mir war gar nicht bewusst, wie krank ich war, aber am Ende hat diese Zeit mich doch verändert, du wirst ruhiger.“

Sportlich kämpft er sich zurück, wird nach acht Monaten Pause in Liverpool mit Standing Ovationen verabschiedet. Babbel spielt noch ein Jahr bei den Blackburn Rovers und von 2004 an beim VfB, mit dem er 2007 Meister wird, wenn auch als Reservist. Auch privat ging es mit dem gelernten Industriemechaniker, der sich selbst als „besonnen“ bezeichnet, bergauf. In der Reha nach seiner Krankheit lernte er seine heutige Frau Simone kennen, mit der er zwei Kinder hat und im Stuttgarter Heusteigviertel lebt.

Dass ihm die überstandene Krise Autorität bei seinen Spielern gibt, denkt Babbel nicht. „Ich glaube nicht, dass ein Arthur Boka überhaupt weiß, dass ich mal krank war“, scherzt er. Ihn habe die Krankheit verändert, nicht aber seinen Ehrgeiz, seinen Hunger auf Erfolg, seine Passion, den Job so gut wie möglich zu machen. Jeden Tag. Das ist ihm bisher eindrucksvoll gelungen, und zwar mit einem Start, wie es ihn so noch nicht gegeben hat.

Aber die Zukunft wird schwerer. Die Ansprüche sind hoch, der VfB vor der Tür zur Champions League Gruppenphase und der Trainer künftig teilweise nicht in Stuttgart, weil er in Köln für den Trainerschein büffeln muss. „Das wird ein Wahnsinn“ sagt er, „die nächste Herkulesaufgabe.“ Wenn auch nicht die erste. **Jürgen Löhle**

DIE ANDERE MEINUNG

Plädoyer fürs Händeschütteln

Es war nur eine kleine Notiz in der Zeitung von dieser Woche: In Österreich begrüßen sich die Menschen immer häufiger mit „Hallo“ oder „Hi“. Und zum Abschied sagen sie nicht etwa leise „Servus“. Und auch nicht das schöne alte „Auf Wiedersehen“ – dessen Gebrauch hat in den letzten zehn Jahren rapide abgenommen, sagt das Linzer Forschungsinstitut Spectra. Stattdessen verabschiedet sich der Österreicher – ganz wie der Deutsche – neuerdings cool mit „Tschüss“.

Ja und? Wird halt alles ein bisschen globalisierter in Europa und auch ein bisschen gleichförmiger. Ich bin die Letzte, die einer sentimental Sprachnostalgie nachhängt. Sprache ist lebendig, und sie muss sich verändern. Was mich ins Grübeln bringt, ist etwas anderes: Wer „Hallo“ sagt statt „Grüß Gott“ und „Tschüss“ statt „Auf Wiedersehen“ – der rückt auch ein Stück weg vom Gegenüber. Und das ist schade.

Letzte Woche beim Elternsprechtag am Gymnasium meines Sohns. Es sind ja keine leichten Zeiten in deutschen Schulen, die

Lehrer haben spätestens seit Winnenden Angst vor amoklaufenden Schülern. Die Eltern haben spätestens seit G 8 Angst vor zu viel Leistungsdruck. Klar gibt man deshalb normalerweise dem Lehrer die Hand, wenn er die Tür aufmacht und das nächste Elternpaar hereinruft, sagt „Guten Tag“ und signalisiert damit: „Gemeinsam kriegen wir das schon hin.“ Deswegen war ich letzte Woche doch etwas erschrocken, als die Klassenlehrerin die Tür aufmachte, etwas zu laut „Hallo!“ in die wartende Elternschar rief und: „Ich habe beschlossen, heute niemandem die Hand zu geben.“ Sie habe ausgerechnet, dass sie sonst 50 Hände mit 50 verschiedenen Keimen schütteln müsse, und dann sei sie am Wochenende krank. Wumm, das saß.

Man muss dazu sagen, dass die Schule nicht etwa in der Hochrisikozone für die Schweinegrippe liegt. Und dass es immerhin Frühsommer ist und nicht etwa Januar, wo die Gefahr von Erkältungen und Magen-Darm-Viren tatsächlich eskaliert.

Sicher hatte die Mathelehrerin das alles

arithmetisch korrekt ausgerechnet – ja, das Händeschütteln ist der Hauptübertragungsweg von Infektionen. Selbst beim Küssen übertragen sich weniger Keime als beim Händeschütteln, das steht in jeder zweiten Frauenzeitschrift. Aber erstens kann ich die Klassenlehrerin ja schlecht küssen. Und zweitens hätte sie neben der Viren- und Bakterienlast vielleicht die emotionale Bilanz berechnen sollen. Bereits im Neuen Testament wird im Brief des Paulus an die Galater erwähnt, dass Paulus beim Abschied in Jerusalem die „rechte Hand der Freundschaft“ gereicht wurde. Ohne diese Geste bleibt – ja, eben ein Gefühl der latenten Feindseligkeit. Und das ist gerade das Letzte, was Eltern und Lehrer im Moment brauchen können.

Mal ganz abgesehen davon, dass die Hysterie vor Keimen sowieso übertrieben ist.

Wie so vieles kommt sie aus den USA, wo die „Germ Freaks“ – also die Keimneurotiker – einen veritablen Markt geschaffen haben. In New York kann man für zehn Dollar Hebehaaken kaufen, damit man sich nicht an der Stange in der U-Bahn festhalten muss,



Unsere Kolumnistin Ursula Ott kann die Hysterie vor Keimen nicht verstehen, die Menschen sogar davon abhält, sich zur Begrüßung die Hand zu reichen.

für hundert Dollar gibt es Luftteiger, die man wie eine Kette um den Hals hängt, bevor man ein Flugzeug besteigt. Und kaum ein Amerikaner kommt ohne Desinfektionspaste aus, die sich am Schlüsselbund oder

am Rucksack befestigen lässt, um allzeit einsatzbereit zu sein. Dabei wissen auch amerikanische Hygieneforscher, dass die Zeiten – wenn nicht gerade die Schweine- oder Vogelgrippe grassiert – noch nie so sicher waren wie heute. Das Geschäft wird mit der Hysterie gemacht, nicht mit der echten Gefahr.

Wir Deutschen sind noch nicht so bekloppt, wäre schön, wenn es so bleibt. Ich fahre jeden Tag am Frankfurter Flughafen-Bahnhof vorbei und beobachte häufig Asiaten, die frisch angekommen sind und noch einen Mundschutz tragen. Müde und vorsichtig gucken sie sich am Bahngleis um, und irgendwann nehmen sie das Teil ab. Uff, die Erleichterung ist ihnen anzusehen: Hier in Deutschland stirbt man nicht sofort, wenn man einen Großraumwagen des ICE betritt. Und auch nicht, wenn man eine Hand schüttelt. Das macht ja inzwischen sogar der Kundendienstberater bei der Bank und der Automechaniker in der Werkstatt. Und da sollen wir so nahestehende Menschen wie Lehrer nicht anfassen dürfen? Aber hallo!